

# Roman-Magazin

des  
Auslandes.

Enthaltend

## Charles Collins

### Das Gastmahl des Doktor Bertrand



---

Berlin, 1867.

Druck und Verlag von Otto Sanke.

# **Das Gastmahl des Doktor Bertrand.**

Von  
Charles Collins.

---

Kleines Roman-Magazin.  
Berlin, 1867-4.

**A**us den frühesten Tagen meiner Kindheit, so weit nur die Erinnerungen zurückreichen bis zu jener Grenze des Bewußtseins und der Dämmerung des traumartigen Pflanzenlebens, entsinne ich mich eines vergilbten Manuskripts, das mein Vater sorgfältig aufbewahrte und in das er mir niemals einen Blick gestattete. Nur soviel theilte er mir mit, daß es ihm einige Jahre vor meiner Geburt von einem französischen Emigranten übergeben worden war und daß es den authentischen Bericht einer Begebenheit enthalte, die sich wenige Jahre vor der französischen Revolution zugetragen habe und die man ohne genaue Kenntniß und Erwägung der in Frankreich zu jener Zeit herrschenden Sittenverderbnis in das Reich der Fabel zu verweisen geneigt sei.

Nach dem Tode meines Vaters und beim Ordnen seines Nachlasses fiel mir auch das Manuskript in die Hände und ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Pietät auslegen, wenn ich mich, als gesetzlicher Nachfolger meines Vaters, nun vollkommen berechtigt hielt, es zu lesen, ja noch mehr, wenn ich nachdem ich den Inhalt kennen gelernt, es für angemessen erachtete, denselben auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Es lautet wie folgt:

»Es ist allgemein bekannt, daß gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die Luft erfüllt war von jenen schweren, giftigen Dünsten, welche sich wenige Jahre später durch schlagenden Wetter und den Blutregen der französischen Revolution entladen sollten, wir Franzosen und namentlich wir Pariser, uns in einer über alle Beschreibung elenden Gemüthsverfassung befanden. Der Luxus und das Raffinement waren auf eine Höhe gestiegen, daß wir uns jeder Fähigkeit des Genusses beraubt sahen, und was das Rechts- und Pflichtgefühl anbetraf, so war — Gott bessere es — wenig genug vorhanden. Was ging uns die Pflicht an? Was wußten wir von der Solidarität der Menschheit, von der Erfüllung einer höheren Mission? Wir lebten für uns, lediglich für unser eigenes Ich, so lange wir das behaglich konnten, und konnten wir es nicht mehr — je nun, so hatten wir schnell ein Mittel dagegen bei der Hand.

Jedem Denkenden und es gab inmitten der versumpften Menge auch solche, mußte es einleuchten, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht lange mehr währen könne. Nach dem einstimmigen Ausspruche aller jener Männer mußte über kurz oder lang eine furchtbare Katastrophe hereinbrechen und sie kam, kam in der Gestalt der französischen Revolution, jener modernen Sündfluth, durch deren Wasser viel alter Schlamm hinweggespült, aber auch viel neuer Schlamm angesetzt

ward. Daß nicht von der Revolution will ich erzählen, was ich mitzutheilen habe, trug sich einige Jahre vor diesem großen, welterschütternden Ereigniß zu!

Dank den unerschütterlich feststehenden, sich unter allen Verhältnissen erfüllenden providentiellen Gesetzen konnten Leute, welche den in den höheren Klassen der Pariser Gesellschaft heimischen Ansichten huldigten, das daselbst sanktionierte Leben führten, nicht glücklich sein. Es war dahin gekommen, daß ein grade, offener Mann, der so ziemlich zufrieden mit der Welt und gesonnen war, sich schlecht und recht darin zu bewegen, von der gebildeteren (und erbärmlicheren) Gesellschaft mit Verachtung betrachtet wurde, als ein Mensch der keinen Geist und der allen Dingen keinen »Ton« besitze. Diesen ton- und formlosen Menschen gab es indeß wenig genug, desto ungehinderter konnten die Anhänger des andern Systems ihren direkt zum Abgrunde führenden Weg verfolgen. Haben wir nöthig zu erwähnen, daß diesen Menschen wie die Kanonen der letzte Beweisgrund der Könige ist, der Selbstmord das letzte Hilfsmittel der Führer aus allen Schwierigkeiten und Verlegenheiten ward und daß sie sich demselben weit leichter und unbedachsamer zuwandten als es die Fürsten, wenigstens in unsern Tagen, rücksichtlich der Kanonen zu thun pflegen. Die Opfer, welche in jenen Tagen dem Götzen der Selbstsucht durch die eigene Hand dargebracht wurden, gehen weit, weit über jede mögliche Grenze der

Proportionen, welche man gewöhnlich dafür anzunehmen pflegt. Es war ein so leichtes, so bequemes Auskunftsmittel. Fehlte es an Geld, war das Leben mit der Frau unerträglich, die Maitresse zu anspruchsvoll, war die Luft nicht länger Luft, während der Schmerz doch immer Schmerz blieb, wehte irgend ein widriger Wind, war das Leben aus irgend einem Grunde nicht des Lebens werth, eine Last, eine Strafe, eine Hölle — wohlan werfen wir es weg. Etwas darüber hinaus liegt — pah, darauf müssen wir es wagen! Vielleicht ist es gar Nichts! Vielleicht erwarten uns elyseische Felder mit nie endenden Genüssen und einer nie endenden Jugend und Genußfähigkeit! Auf jeden Fall wollen wir den Weg versuchen, aber wer oder was führt uns am sanftesten darauf?

Es fehlte nicht an solcher Hilfe. Da waren seine, schnell wirkende Gifte, welche den Lebensmüden in einem Augenblick, ohne daß er etwas davon merkte, aus dem Diesseits in das Jenseits beförderten. Da waren Bäder und Lanzetten, man nahm ein warmes Bad, öffnete sich darin die Adern und starb den klassischen Tod eines Seneca. Da waren Pistolen allerliebste kleine Kunstwerke, mit Silber und Perlmutter eingelegt, mit dem Familienwappen und der Grafenkrone geschmückt — für diejenigen, welche noch im letzten Moment die Vorrechte ihres Standes genießen wollten. Und endlich war ja auch noch die Steinkohle da. Der

durch ihren Dampf erzeugte Schlaf sollte wie man sagte, sehr fest, sehr tief und ohne Erwachen sein. Freilich bedurfte es bei Anwendung dieser Todesart der größten Vorsicht. Man mußte jedes Luftloch sorgfältig verschließen oder man lief Gefahr, wieder inmitten dieser Welt voll Gläubiger und sonstiger Unannehmlichkeiten zu erwachen und von seinem Reiseversuche nichts davon zu tragen, als recht unangenehme Congestionen. Alle die verschiedenen Methoden, durch welche das arme schwache Flämmchen unseres Lebens mit einem Hauche ausgeblasen werden kann, waren in jener Zeit in Paris sehr stark *en vogue*, man würde aber ein großes Unrecht gegen eine so raffinierte und verfeinerte Gesellschaft begehen, wollte man annehmen, sie sei bei diesen Jedermann bekannten und zugänglichen Todesarten stehen geblieben und habe für sich nicht noch etwas ganz Besonderes, noch nie Dagewesenes in Anspruch genommen. Von einer solchen ganz vorzüglichen fashionablen und beliebten Art der Reise in das unbekannt Land will ich in Nachstehendem erzählen.

Ein einer schönen Straße der Faubourg St. Germain lebte ein sehr gelehrter, in den geheimsten Naturwissenschaften tief erfahrener Mann, den wir Doktor Bertrand nennen wollen. Seine äußere Erscheinung mußte jeder oberflächliche Beschauer durchaus angenehm nennen. Er war ein Mann von vierzig bis fünfzig Jahren, mit einer stattlichen,

wohlproportionierten Gestalt und einem schönen, auffallend intelligenten Gesichte; wer ihn jedoch nur einen Augenblick genauer ansah, der fühlte sich von einem gewissen Etwas in seinen Zügen mit einem eigentümlichen Schauer angeweht, ohne sich genauere Rechenschaft über den Ursprung dieser Empfindung geben zu können. Nur wenige wußten, daß er die Augen des Doktors waren, welche diesen Eindruck hervorbrachten. Sie waren starr, wechselten niemals ihren Ausdruck und bewegten sich selten, was um so eigentümlicher wirkte, als das übrige Gesicht durch seine große Beweglichkeit ersetzen zu wollen schien, was die toten, bleifarbenen mit tiefen schwarzen Rändern Augen ihm an Lebendigkeit raubten. Auch die Gesichtsfarbe des Doktors hatte mehr vom Tode, als vom Leben.

Trotz seiner toten Augen und seiner Leichenfarbe war aber Doktor Bertrand ein äußerst heiterer, lebenswürdiger Mann, dessen Höflichkeit ans Wunderbare grenzte. Nichts vermochte ihn aus seinem angenehmen Gleichgewicht zu bringen und ebenso wenig war es möglich, nur einen Zipfel vom Schleier des Geheimnisses mit dem er sich zu umgeben verstand, zu lüften oder die Schranken zu durch brechen, welche er eben durch seine Höflichkeit rings um sich aufgerichtet hatte. Doktor Bertrand hatte mancherlei Entdeckungen zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft gemacht und seines eigenen Vorteils dabei nicht vergessen. Er war ein



reicher Mann und sein Vermögen schien besonders in letzter Zeit noch sehr bedeutend gewachsen zu sein. Weit entfernt daraus ein Geheimnis zu machen, schien es viel mehr seiner innersten Natur gemäß, sich mit Glanz und Luxus zu umgeben und somit seinen Reichthum offen zur Schau zu stellen. Sein Haus in der *Rue Manconseil*, war von einem mit den seltensten Blumen und Sträuchern angefüllten Garten umgeben und obgleich nur von mäßiger Größe, seiner ganzen Einrichtung nach, ein Muster des Geschmackes. Besonders war der Speisesaal das Ideal alles dessen, was die kühnste Phantasie sich nur von einem solchen Gemache vorzustellen vermag. Die schönsten Gemälde — wirkliche Kunstwerke, nicht bloße Zimmerdecorationen schmückten die Wände und wurden Abends von Lampen beleuchtet, die ein an die Wunderpracht der orientalischen Märchen erinnerndes Lichtmeer ausstrahlten. Persische Teppiche bedeckten den Fußboden, Polster und Vorhänge waren vom feinsten Utrechter Sammet und aus dem an den Speisesaal stoßenden, die wundervollsten exotischen Pflanzen bewahrenden Gewächshause vernahm man die sanfte Musik einer unaufhörlichen plätschernden Fontaine .

Doktor Bertrand hatte mit gutem Grund eine so große Sorgfalt auf die Einrichtung seines Speisesaales verwendet. Es gehörte zu seinem Geschäfte, auserlesene Diners zu geben, die sich in gewissen Kreisen einer großen Berühmtheit erfreuten, von denen man aber

immer nur *sub rosa* zu sprechen pflegte. Man flüsterte von dem bei diesen Gastmählern herrschenden fabelhaften Luxus, erzählte sich, daß Speisen und Weine von einer anderwärts ungeahnten Vortrefflichkeit sein sollten, daß die Gäste von Dienern bedient würden, welche ihr Amt vollkommen verständen, was sehr viel gesagt ist, das sie auf Sammtstühlen säßen, von goldenem Geschirr speisten, vor allen Dingen aber, daß Doktor Bertrand ein äußerst geschickter Chemiker sei, der den Geist seiner Zeit begriffen habe und daß alle seine Gäste das Leben nicht gerade nach ihren Wünschen fänden und keiner von ihnen je ein Verlangen trage, nachdem er die Gastfreundschaft des Doktors genossen, nach einem neuen Tag heraufdämmern zu sehen.

Ein seltsamer, ein entsetzlicher Ruf! Wer vermöchte unter der Last desselben zu leben? Der Doktor kannte es, denn er lebte nicht nur darunter, sondern befand sich allem Anschein nach auch sehr wohl dabei.

Es war etwas so Distinguiertes, so Delikates, an der Hand des Doktor Bertrand den Leiden dieser Erde Valet zu sagen. Man speiste in einem ganz ungewöhnlichen luxuriösen Styl, in der besten Gesellschaft, man empfand nicht den geringsten Schmerz, nicht das leiseste Unbehagen — der Doktor verstand sein Geschäft aus dem Grunde — man ging nach Hause mit dem Gefühl einer Müdigkeit, welche das Bett äußerst angenehm erscheinen ließ, schlief augenblicklich ein — der Doktor

verstand Alles auf die Minute zu berechnen — und erwachte in Elysiums Gefilden — wenigstens erwartete man ein solches Erwachen. Der letztere Punkt war der einzige Theil des Programms, über den der Doktor keine Garantie zu geben vermochte.

Eines Morgens empfing Doktor Bertrand einen Brief von einem jungen Edelmann, Namens De Clerval, durch welchen dieser die Bitte aussprach, der Doktor wolle ihm gestatten, am nächsten Tage an seinem gastlichen Tische zu speisen. Diese Bitte war die gewöhnlich sich zu beachtende Form, der, die es ebenfalls Styl, eine recht ansehnliche Summe beigefügt war. Der Doktor beeilte sich, Herrn De Clerval sofort eine Einladungskarte für den nächsten Tag zum Mittagessen zugehen zu lassen und drückte ihm in den diese Karte begleitenden Briefe in den höflichsten Worten das Vergnügen aus, das ihm die Aussicht gewähre, die Bekanntschaft des Herrn De Clerval machen zu dürfen.

Ein düsterer, regnerischer Novembertag ist durchaus nicht geeignet, Jemanden, der ohnehin schon nicht sehr entzückt vom Leben ist, einen größeren Geschmack daran beizubringen. Es triefte Alles. Die Bäume in den Camps Elyseés, die Dachtraufen an den Schilderhäusern, der Regenschirme Derjenigen, welche sich eines solchen Luxus erfreuten und die Hüte Derer, die seiner ermangelten. Die Nässe und des Triefen des Regens bildete einen so wesentlichen Charakter des Tages, daß

der Doktor mit dem ihn auszeichnenden feinen Takt und seiner bewundernswürdigen Kenntniß der menschlichen Natur, für diesen Abend die Fontaine zu verstopfen befahl, damit ihr Plätschern keinen unangenehmen Eindruck auf seine Gäste hervorbringe. Es war immer eine Hauptsorge des Doktors, Alles fern zu halten, was die Heiterkeit seiner Gäste in irgend einer Weise beeinträchtigen könnte.

Alfred de Clerval war gewissermaßen eine Ausnahme von der gewöhnlichen Klasse der sich bei dem Doktor einfindenden Gäste. Es war weder die Langeweile noch der Wunsch nach Sensation, was ihn an die Tafel des Doktors geführt hatte. In ihm war ein Gefühl des Zornes und der Täuschung gemischt mit der wirklichen Ueberzeugung, daß dasjenige woran sein Herz gehängt, als allein im Stande ihn wahrhaft glücklich zu machen, für ihn verloren sei. Eine heftige leidenschaftliche Natur, entschloß er sich, das Leben zu verlassen, da er glaubte, daß alle Hoffnung und Lebensglück für ihn verloren sei. Alfred de Clerval war in einem Fieber der Liebe und Eifersucht. Er war der glühende Anbeter von Mademoiselle Therese de Farelles, einer berühmten Schönheit des Tages gewesen. Eine Zeitlang war Alles nach seinen Wünschen gegangen, bis ein Cousin der Dame, ein gewisser Vicomte de Noel auf dem Schauplatz erschien und Alfreds Eifersucht erregte. Es kam zu einigen unangenehmen Auftritten und endlich zu einem

förmlichen Bruch, denn Mademoiselle de Farelles gehörte unglücklicherweise zu den Personen, die zu stolz sind, sich von einem ungerechten Verdachte zu reinigen, selbst wenn es ihnen etwas sehr Leichtes wäre dies zu thun. Und daß Alfred's Eifersucht sehr schwache Stützen hatte, mußte Jeder einsehen, der nicht wie er den Leidenschaft verblendet war. Er kannte den Vicomte nicht von Angesicht zu Angesicht, ja selbst der Verkehr zwischen diesem und Mademoiselle de Farelles war hauptsächlich ein schriftlicher gewesen, aber eben diese Correspondenz hatte Alfred's Argwohn erregt und den Streit herbeigeführt.

Als Herr de Clerval in den Salon trat, den sich die Gäste des Doktor Bertrand vor dem Mittagessen zu versammeln pflegten, fand er daselbst acht oder zehn Personen alle in der vezweifelten Absicht hierhergekommen. Nach ihren Physiognomien vertraten sie alle Typen, der eine war hager, der andere wohlgenährt, der eine von blühender Gesichtsfarbe, der andere bleich und hohläugig, in einem Punkte hatten sie aber eine wahrhaft unheimliche Aehnlichkeit. Man bemerkte an ihnen Allen einen Gefühlsausdruck, der undurchdringlich sein sollte und es auch bis zu einem gewissen Grade war.

Sehen wir uns die Gesellschaft etwas genauer an. Hier steht ein wohlbeleibter Mann mit einem von Natur jovialen Gesichte, dem man auf hundert Schritten den

Lebemann ansieht. Was in aller Welt bringt ihn hierher? Wäre er des Morgens gekommen, um den Doktor wegen seiner Verdauung zu consultieren, so könnte man das eher begreifen, was aber will er unter den Abendgästen? Dieser Mann weiß, daß morgen früh die Welt ihn als einen Bankrotteur und Betrüger kennen wird. Sein Geschäft wird wie ein Kartenhaus zusammenstürzen und er, der eine sehr große Empfänglichkeit für das Urtheil der Welt hat, und sich bisher einer sehr guten gesellschaftlichen Stellung erfreute, fühlte, daß er sich niemals wieder unter Menschen blicken lassen kann. Seine geselligen Gewohnheiten bis zum letzten Augenblicke getreu, ist er gekommen, um in guter Gesellschaft seinem Leben ein Ende zu machen. Kein anderes System als das des Doktor Bertrand würde den Ansichten des unglücklichen Speculanten entsprochen haben. Preis und Ehre daher dem Doktor Bertrand, der jeder Klasse die Mittel zum behaglichen Selbstmord leiht.

Neben ihm sieht ein Mann mit dunklem glatt rasierten Gesicht, auf dem mehr als auf allen andere der undurchdringliche, geisterhafte Ausdruck ausgebildet ist. Diesen Morgen erst klopfte sein Kammerdiener an seine Thür und Überreichte ihm einen an ihn adressierten Brief, den die Zofe aus Madames Toilettentisch gefunden hatte. Madame selbst war nicht in dem Zimmer gewesen, nur der Brief hatte unter dem Spiegel gelegen. Der Gatte las ihn — und er speist nun bei Doktor Bertrand, sein

Gesicht ist todtenbleich, er spricht kein Wort.

Solche Gäste wie die beiden geschilderten und Alfred de Clerval gehören jedoch immer noch zu den Ausnahmen. Der rechte Mann, der hier am rechten Platze, ist ein schlanker, verblichen aussehender junger Mann, der zu träge zu sitzen oder zu stehen, in einer halb liegenden Stellung am Kamine lehnt. Sein Gesicht war von schönem Schnitt, die Züge symmetrisch und wohlproportioniert, der Ausdruck desselben aber entsetzlich. Hier lag eine solche furchtbare Oede, eine solche Leere und Hoffnungslosigkeit, daß man fühlte, es war das Beste für ihn, bei Doktor Bertrand zu speisen. Er war prächtig gekleidet, nach dem Werthe seiner Westen und Hemdenknöpfe zu urtheilen, konnte Geldnoth ihn nicht hierher gebracht haben, ebenso wenig konnte man aber, wenn man in dieses alles Lebens, aller Leidenschaft bare Gesicht blickte: nur einen Augenblick der Vermuthung Raum geben, daß er Vergessenheit für eine unglückliche Liebe suche. Nein, ihn brachte die Langeweile hierher, die hoffnungslose, unendliche schreckliche Langweile. Einige seiner Freunde hatten des Doktor Bertrand gespeist, das Mittel schien gewirkt zu haben, denn sie hatten ihn nicht wieder belästigt. Er war gekommen, es auch zu versuchen. Seinesgleichen waren mehrere da. Männer, die sich so zu sagen schon ausgelebt hatten — ausgelebt ihr besseres Selbst, ihren Glauben, ihre Gesundheit, ihr natürliches menschliches Interesse

an allen unter dieser Sonne sich ereignenden Dingen — Männer, deren Herzen und Seelen schon lange eingesengt waren und die ihnen nun nur nach die Körper nachsenden wollten.

»Wir dispensiren uns bei unsern kleinen Réunions von der Ceremonie der Herstellung, wir nehmen an, daß wir uns sämmtlich kennen,« flüstert der Doktor Bertrand Alfred de Clerval in's Ohr, in dem Augenblicke, wo der Diener angekündigt hatte, daß serviert sei und die Gäste feierlich die Schwelle des Speisesaales überschritten.

Das Zimmer bot einen entzückenden Anblick. Der Doktor hatte nicht nur die Fontainen zu verstopfen befohlen, sondern auch, um den Comfort zu erhöhen, den Eingang zum Gewächshause durch die schweren Sammtportièrren schließen lassen. Ein munteres Feuer flackerte im Kamin und der Glanz unzähliger Kerzen erhellte Saal und Tafel. Der Doktor wußte sehr wohl, welche bedeutenden Factoren der Behaglichkeit und Heiterkeit Licht und Wärme sind.

Die Gäste setzten sich zu dem unheimlichen Gastmahl und es war wohl Keiner unter ihnen, den nicht in diesem Momente ein Schauer durchrieselte und die Bedeutung dessen, was er zu thun im Begriffe stand, vor die Seele trat. Auch Alfred de Clerval bebte, als er seinen Platz einnahm und nach einmal erhob sein guter Genius sich zu einem Kampfe mit dem finsternen Dämon in ihm. Aber der Würfel war gefallen. Die Absicht, welche ihn hierher



geführt, war allen Anwesenden bekannt, er mußte diese Absicht jetzt ausführen. Es schien ihm überdies, als hefte sich des Doktors Auge ganz besonders forschend auf ihn. Er mußte ein Mann sein — ein Mann!

Der Doktor schien besorgt, daß die Bewirthung nach keiner Seite etwas zu wünschen übrig lasse, und machte dann und wann den Dienern Zeichen, sich in der Ausübung ihres Amtes keine Lässigkeit schuldig zu machen. Es war *Chateau Yquem*. Des Doktors Weine hatten nicht ihres Gleichen.

Der Wirth ließ es sich angelegt sein, keine Pause in der Unterhaltung eintreten zu lassen und arbeitete sich, während er sich den Anschein gab, als amüsiere er sich höchlich, im Schweiße seines Angesichts ab, das Gespräch in beständigem Fluß zu erhalten. Man sprach; aber in diesem Gespräche trat ein schauerlicher Umstand zu Tage. Niemand erwähnte der Zukunft, Keiner deutete mit einem Worte auf den morgenden Tag hin. Es wäre dies von dem Wirthe eine Unzartheit, von den Gästen aber eine Thorheit gewesen.

»Bei dem Wetter, was wir heute haben, sind Sie wohl um Ihre Spazierfahrt im Bois de Boulogne gekommen, Herr Baron?« bemerkte der Doktor, sich an eine am andern Ende der Tafel sitzende, wie das Gespenst eines vornehmen Herrn aussehende Gestalt wendend.

»Keineswegs, entgegnete der Angeredete, »ich bin

zwei Stunden lang draußen gewesen.«

»Aber der Nebel — konnten sie sehen?«

»Ich hatte Läufer mit Fackeln vor mir. Ich hoffte, das würde vielleicht interessant sein.«

»Und war es so?« fragte aufblickend eine andere gespenstische Erscheinung, der es wahrscheinlich leid that, des Doktors Gastfreundschaft in Anspruch genommen zu haben, ohne vorher auch noch dieses neue Experiment zu versuchen. »War es interessant?«

»Nicht im mindesten,« antwortete zur sichtbaren Genugthuung der des fragenden der Baron mit halb erloschener Stimme. »Es war unmöglich vorwärts zu kommen, man sah nichts, als dichten, undurchdringlichen Nebel, die Pferde verloren jede Spur und mußten geführt werden; kurz es war eine Partie, die einen Mann zum Selbst — «

»Erlauben sie mir, Ihnen diesen Salm zu empfehlen, mein Koch besitzt eine besondere Force darin,« rief der Doktor mit lauter Stimme. Der Baron war auf ein gefährliches Terrain gerathen und die Nothwendigkeit gebot, ihn zu unterbrechen. Doktor Bertrand wußte aus Erfahrung, wie schwer es hielt, bei seinen Gastmählern das soeben beinahe ausgesprochene entsetzliche Wort aus der Unterhaltung zu verbannen. Jeder bestrebte sich, es fern zu halten und immer war es da, man wußte nicht wie.

»Ich bin heute den ganzen Tag im Louvre gewesen,« sagte ein kleiner Mann mit grünem Teint und sich jeder Beschreibung entziehenden Gesichtszügen. Es war ein Herr, der es schon mit verschiedenen Todesarten versucht hatte und noch durch keine zum ersehnten Ziele gelangt war. Er hatte sich schon mit verschiedenen Todesarten versucht hatte und noch durch keine zum ersehnten Ziele gelangt war. Er hatte sich schon zweimal erhängt war beide Male wieder abgeschnitten worden, bei einem dritten Versuche war ihm der Strick gerissen. Er hatte sich in's Wasser gestürzt und war von einem vorübergehenden Freunde gerettet worden, den er von da an als seinen bittersten Feind haßte. Er machte darauf das Experiment des Erstickens durch Kohledampf, vergaß aber unglücklicherweise das Schlüsseloch zu verstopfen, und stürzte sich endlich aus dem Fenster, nur um im entscheidenden Augenblicke von einem vorüberfahrenden Düngerkarren aufgefangen zu werden. »Ich brachte den Tag im Louvre zu,« wiederholte der Unglückliche, der nicht leben wollte und nicht sterben konnte, »die Bilder sahen bei dem Nebel schrecklich aus.«

»Alle Wetter,« sagte der Herr, der vorher schon bedauert hatte, die Nebelfahrt im *Bois de Boulogne* nicht gemacht zu haben und der Alles im Allem doch etwas vorschnell zu Doktor Bertrand gekommen zu sein schien, »das hatte ich sehen mögen, wirklich, das hätte

ich gern gesehen. Ob der Nebel wohl noch —«

Er war im Begriff »morgen« zu sagen. Der Doktor kam diesem kritischen Moment zuvor indem er die Champagnerpfropfen knallen ließ. Selbst in dieser Gesellschaft that der Schaumtrank seine Wirkung, indem er das Gespräch heiterer und freier kreisen ließ.

»Dieser Kapaun,« sagte der Doktor, »ist ein Gericht, auf das wir uns in meinem Hause etwas einbilden.« Es war sonderbar, daß die Gäste des Doktors geneigt waren, den von ihm am meisten empfohlenen Schüsseln am wenigsten zuzusprechen. Sie wußten, weshalb sie hier waren und hatten sich mit ihrem Schicksale vertraut gemacht, aber in diesen Anspielungen lag doch etwas gar zu Heimtückisches. Der Doktor ließ sich davon indes nicht anfechten. Er hatte genug solcher Feste gegeben, um beobachten zu können, daß, und wie diese Scheu sich regelmäßig zeigte und so wandte er die Taktik des Lebens und Empfehlens so geschickt an, daß er gewiß sein durfte, den *Gerichten* den Weg zu bahnen, von denen er seine Gäste essen lassen wollte. Die nächste Schüssel war ein *Curry à la Anglaise* ein Gericht, welches damals selbst in England noch etwas Neues, in Frankreich aber beinahe unbekannt war. Der Doktor hob lächelnd das Champagnerglas an die Lippen und und sagte: »Diese englischen Currys reizen den Appetit.«

»Appetitreizende Gerichte bekommen mir nicht,« sagte ein kleiner, am äußersten Ende der Tafel sitzender

Mann, der bis dahin noch nicht gesprochen hatte, und aß kein Curry mehr.

Alfred de Clerval war trotz seines Grams doch so lebhaft von dem, was um ihn vorging, in Anspruch genommen, daß er einige der bevorzugten Schüsseln des Doktors an sich vorübergehen ließ. Außerdem hatte er sich auch in eine besondere Unterhaltung mit einem seiner Nachbarn eingelassen. Zu seiner Linken saß der Kaufmann, dessen Ruin am nächsten Tage die Stadt in Aufregung und Schrecken setzen sollte, und der als echter Lebemann nach dem Augenblick benutzte und des Doktors Speisen und Weinen mit entsetzlichem Appetit zusprach. An Alfreds rechter Seite hatte ein Herr Platz genommen, den der junge Mann erst in dem Augenblicke, wo man sich zu Tische setzte, bemerkte, dessen ganze Erscheinung ihm aber ein lebhaftes Interesse einflößte. Sie sprachen zuerst von gleichgültigen Sachen, tauschten Bemerkungen über ihre Umgebung aus und wurden bald vertrauter mit einander. Wenn der Becher kreist und der Wein die Zunge löst, pflegt man nicht sehr förmlich mit dem Bekanntschaftmachen zu sein, am allerwenigsten haben aber Leute einen Grund dazu, deren Lebensdauer höchst wahrscheinlich nur noch nach Stunden zählt. So sprachen denn auch die Beiden so offen, als ob sie sich nicht seit einer Stunde, sondern seit Jahren gekannt hätten.

»Sie sind noch ein junger Mann, viel zu jung, um

schon bei Doktor Bertrand zu speisen,« sagte der Fremde nach einer Pause, während welcher er Alfred forschend betrachtet hätten.

»Die Gastfreundschaft des Doktors mag meines Erachtens unter gewissen Umständen wohl jedem Alter wünschenswert sein können,« erwiderte Alfred, »und beiden Geschlechtern, möchte ich hinzufügen. Wie mag es wohl kommen, daß sich unter des Doktors Gästen keine Damen befinden?«

»Ich vermuthe er will sie nicht haben,« versetzte der Andere mit Bitterkeit, »und er hat Recht! • Sie würden mitten in der Mahlzeit hysterische Krämpfe bekommen und das ganze wohlgetroffene Arrangement stören, wie sie ja jedes System stören, von dem sie einen Theil bilden, die Welt selbst geräth ja durch sie in Unordnung.«

Nur zu wahr!« dachte Alfred. »Dieser Mann hat gleich mir gelitten, weil er Thor genug war, sein Lebensglück einem Weibe anzuvertrauen.«

De Clerval konnte sich nicht enthalten, dabei einen verstohlenen Blick auf seinen Nachbar zu richten. Er war bedeutend älter als er, sehr groß und von jener Langsamkeit der Bewegungen, die besonders großen Figuren zuweilen eigen ist. Sein Gesicht hatte sehr tiefe Linien und Falten, welche mehr ein wild bewegtes Leben, als das Alter gegraben zu haben schien, aber es hatte einen milden, menschenfreundlichen Ausdruck und

zeigte, wenn es auch abgespannt und vielleicht indolent erschien, doch durchaus keine eigentliche Blasiertheit. Er sah aus, wie ein Mensch, der gut ist, jedoch mehr aus Instinkt als aus freiem, auf Grundsätzen Grundsätzen beruhenden Willen. Es waren hier vortreffliche Anlagen eine großmüthige, ehrenhafte Natur, aber dem Manne fehlte Kompaß und Steuerruder, das Schiff zu lenken und so war es denn vom Sturm erfaßt, an diese Klippe geworfen worden.

Man hätte denken sollen, in der eigenthümlichen Lage, in welcher sich die Gäste des Doktor Bertrand befanden, hätte keiner Lust und Muße gehabt, sich mit etwas außer sich zu beschäftigen und es war dies auch wohl bei den meisten der Anwesenden der Fall; Alfreds Nachbar machte jedoch davon eine Ausnahme. Seine Augen wanderten zu wiederholten Male rings um die Tafel und seine Gedanken beschäftigten sich lebhaft mit der Frage, für welches Leid wohl jeder Einzelne von Doktor Bertrands Patienten hier Heilung suche.

»Es müßte interessant sein, wenn jeder der hier Anwesenden seine Lebensgeschichte erzählte,« sagte er endlich an Alfred. »Da sitzt uns ein Herr gegenüber, der hat noch keine Silbe gesprochen. Sehen Sie, jetzt schreibt er ganz verstohlen etwas in ein Taschenbuch, es sind vielleicht Worte an Jemand, der morgen traurig sein wird, wenn er hört, was geschehen ist. Was in aller Welt mag den hierher gebracht haben? Man hätte eher denken

sollen, der wäre irgendwo in einem Winkel allein gestorben. Vielleicht hat es ihm dazu an Muth gefehlt. Jener Mann dort an der andern Ecke in augenscheinlich durch körperliche Leiden aufgerieben. Vielleicht hat er ein unheilbares, langwieriges Übel, das er nicht länger ertragen kann — oder will. Auch von ihm hätte man eher erwarten sollen, daß er zu Hause geblieben wäre. Mir scheinen aber Alle den Tod in der Einsamkeit zu fürchten und der Doktor, das maß man ihm lassen, weiß die Sache sehr gut zu arrangieren! Hören Sie, da gibt es eine neue Überraschung für uns.

Doktor Bertrand war ein energischer Mann und niemals verlegen um Mittel, die seinen Zwecken entsprachen. In Rücksicht auf den melancholischen Nebel hatte er nicht nur die Fontainen verstopft und die Vorhänge über dem Eingang zum Gewächshaus schließen lassen, er war auch darauf bedacht gewesen, nach in anderer Weise die Stimmung seiner Geiste zu erhöhen und seinem Festmahl einen neuen Reiz zu verleihen. Er hatte hinter dem Vorhange ein Musikkorps aufgestellt und zwar nicht etwa gewöhnliche Musiker, sondern auserlesene Künstler, da er sehr wohl wußte, daß die Musik, wenn sie nicht mit äußerstem Takt und der größten Geschicklichkeit ausgeführt werde, leicht grade die entgegengesetzte Wirkung haben und die Gäste eher traurig, als fröhlich stimmen könnte. Seine Wahl war eine vortreffliche gewesen und die Künstler entledigten sich



ihrer Aufgabe mit solcher Meisterschaft, daß der Eindruck auf die Zuhörer ein außerordentlich angenehmer war.

»Wie gut der Mann sein Geschäft versteht,« bemerkte Alfred gegen seinen Nachbar, »er ist wirklich groß in seiner Art.«

Die Musik war ein von Doktor Bertrand noch nicht versuchtes Experiment und er beobachtete aufmerksam die Wirkung desselben.

Es gibt wohl nichts auf der Welt, was je nach den Umständen, unter denen es auf uns wirkt, einen verschiedenereu Eindruck hervorbringt, als die Musik. Sie vermag uns zur größten Lust, wie zum tiefsten Schmerz zu bewegen, unser Herz in süßer Freude erzittern und in banger Wehmuth schmelzen zu lassen. In dem vorliegenden Falle, wo der unaufhörlich kreisende Becher, der Glanz der Kerzen und des lebhaftes Gespräch schon gehörig vorgearbeitet hatten, gelang es der Musik, die Heiterkeit zu ihrem höchsten Gipfel zu steigen, m so mehr, als sie, wie schon bemerkt, der Gelegenheit völlig angepaßt war. Man vernahm keine sanften, rührenden Weisen, sondern es erklangen rauschende, brillante Tonstücke, welche das Blut leicht durch die Adern hüpfen lassen und die Nerven weit eher aufregen, als beruhigen.

Als de Clerval und sein Nachbar schwiegen eine kurze

Zeit, theils weil sie der Musik lauschten, theils weil es schwierig geworden war, einander zu verstehen. Der Wein hatte seine Schuldigkeit gethan und die anfänglich gefesselten Zungen gelöst; des Doktors Gäste waren jetzt sehr laut. Und was für Geräusche waren das! Enthüllungen vom Spieltische und den nächtlichen Gelagen. Der gräßliche Unglaube, der schauerliche Materialismus der Zeit gab sich kund durch diese Zungen, die seit den Tagen der frühesten Kindheit kein Wort des Gebetes mehr gesprochen hatten.

Plötzlich wurde die Aufmerksamkeit der beiden Nachbarn auf einen aus der ihnen gegenüber befindlichen Seite des Tisches statthabenden Vorfall gelenkt.

Hinter dem Stuhle des Doktors stand ein Mann von mittleren Jahren, dessen Amt es war, unveränderlich an diesem Platze zu verharren, ein wachsames Auge auf sämtliche Gäste zu haben und sobald es ihm schien, als sei mit irgend einem derselben nicht Alles in Ordnung, seinen Herren sofort darauf aufmerksam zu machen und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Die Berechnungen des Doktors erwiesen sich im Allgemeinen als außerordentlich genau und zutreffend, es ließ sich jedoch nicht vermeiden, daß ihm hin und wieder doch durch eine ganz unvorhergesehene Eigenthümlichkeit in der Constitution eines oder des andern seiner Patienten ein Streich gespielt ward oder daß zuweilen einige Gerichte unmittelbar hintereinander verzehrt wurden, die nach des

Doktors Absicht hatten allmählig wirken sollen. In einem Worte, es kamen gelegentlich unangenehme Dinge vor, so daß die Gegenwart eines solchen speziellen Aufsehers dringend geboten war.

Mit einem Male beugte sich dieser Vertraute zu seinem Herrn und lenkte dessen Aufmerksamkeit auf einen der Gäste, dessen Figur und Gesicht eine gewisse eigenthümliche Starrheit angenommen hatten. Messer und Gabel waren seinen Händen entsunken, er saß ganz steif in seinem Stuhl, blickte mit verglasten Augen vor sich hin und ließ den Unterkiefer hängen. Der Doktor sah mit einem Blick was vorging.

»Zum Henker auch,« rief er, »manche Constitutionen sind doch auch gar zu trügerisch, man weiß niemals, wie man mit ihnen daran ist. Hier ist keine Minute zu verlieren; rufe die Andern und bringe Ihn fort. Der Mensch ist epileptisch; mach schnell.«

Der Vertraute verschwand und kehrte im nächsten Augenblick in Begleitung von vier sich geräuschlos vorwärts bewegenden Dienern zurück, die sich schleunig dem verdächtig aussehenden Gaste näherten. Dieser begann sehr laut zu schreien, seine Züge verzerrten sich in scheußlicher Weise und der Schaum trat ihm vor den Mund! »O, mein Leben! tobte er. Mein verlorenes Leben! Gib es mir zurück — ich muß es haben — es war nur ein Darlehn — ein Darlehen! Ich habe es vergeudet! Ich will es wieder haben! Nur ein klein wenig davon, nur etwas!

Ach das ist der Mann! Der Doktor war ihm nahe getreten und der Rasende machte einen wüthenden Versuch, sich auf ihn zu werfen. »Dieser Mann hat mir mein Leben genommen, mein übel angewandtes Leben — es verläßt mich — verläßt mich auf sein Geheiß — mein Leben — mein verlorenes — Der Unglückliche verlor Sprache und Besinnung und die vier Diener trugen ihn fort, in dem Augenblicke aber als sie die Schwelle mit ihm überschritten, ermannte er sich, wahrscheinlich in Folge der Luftveränderung, noch einmal und schrie laut nach seiner Jugend, seiner verlorenen Jugend, die er besser anwenden wolle, wenn sie ihm zurückgegeben würde.

Das Geschrei tönte noch eine Zeitlang durch das Haus, so sorgfältig dasselbe auch gegen unliebsame Echo sonst verwahrt war. Der Auftritt war markerschütternd und brachte einen entsetzlichen Eindruck auf sämtliche andere Gäste hervor. Es erfolgte ein wahrer Höllenlärm, von allen Seiten drang man mit den schärfsten Vorwürfen auf den Doktor ein. Was sollte das heißen? Er war ein Betrüger. Er hatte sie unter falschen Vorspielungen hierher gelockt. Sie waren in dem guten Glauben gewesen, in diesem Etablissement geschehe Alles mit Anstand, mit gebührender Schonung für das Gefühl der Gäste, in einer feinen, vornehmen Weise. Und nun sahen sie sich im Gegentheil zu Zeugen einer über alle Beschreibung entsetzlichen, empörenden Scene gemacht, einer Scene, die in einem Hospital vorkommen könne,

aber nicht hier!

Der Doktor ließ den Sturm ruhig über sich ergehen. Er wäre, sagte er, unaussprechlich, tief unglücklich über den Vorfall, so etwas geschehe selten — wirklich sehr selten. Es kämen aber Constitutionen vor, bei denen jede Bewachung sich als trügerisch erweise, Leute, die nicht wüßten, wie man zu leben und wie man zu — Er könne mit einem Worte nur sein lebhaftes Bedauern über das Vorgefallene ausdrücken. Dann bat er die Gäste, die Gäste, ihm die Ehre anzuthun und die frisch aufgesetzten Weinsorten zu kosten. Es sei Lafitte und zwar von einem sehr berühmten Jahrgange, und um seiner Einladung mehr Nachdruck zu verleihen, füllte der Doktor ein großes Kelchglas und leerte es auf auf einen Zug. Sein Beispiel fand Nachahmung bei den ohnehin halb betrunkenen Tischgenossen und bald war das Stimmengewirr und Gläserklingen lauter und betäubender als vorher.

»Bemerkst Du, was der Herr, der uns soeben den Auftritt bereitete, gegessen hat?« fragte Doktor Bertrand sein Factotum.

»Durch einen unglücklichen Zufall genoß er hintereinander von drei oder vier Ihrer am stärksten *gewürzten* Schüsseln. Ich dachte mir — doch nein, mir kommen dergleichen Bemerkungen nicht zu —«

»Doch, doch, sprich nur. Was dachtest Du?«

»Ich dachte, Herr Doktor, ob es wohl ganz richtig sein möchte, drei so kräftige Schüsseln schnell hintereinander zu geben?«

»Sehr wahr, sehr wahr,« flüsterte der Doktor. »Ich werde mir den Fall notieren.«

Während dieses Gesprächs zwischen dem Doktor und seinem würdigen Helfer und gelehrigen Schiller stattfand, hatte sich auch wieder eine Unterhaltung zwischen Alfred de Clerval und seinem Nachbar entsponnen! Der Fremde hatte so seltsam dies auch in einer solchen Situation erscheinen mag, ein Interesse für den jungen Mann gefaßt und kam auf seine schon früher gemachte Bemerkung zurück, daß er das Speisezimmer des Doktor Bertrand für keinen angemessenen Aufenthalt für ihn halte.

»Wenn ich zu jung bin, um hier zu sein, sollten Sie, der Sie in reiferen Jahren stehen, nicht zu weise dazu sein?« erwiderte Alfred.

»Nein,« versetzte der Andere, »ich habe das, was ich thue, lange und reiflich bei mir erwogen. Nach vielen fehlgeschlagenen, vielen durch meine Schuld vernichteten Hoffnungen, hatte ich noch eine Aussicht auf Glück. Ich habe auch diese jetzt verloren, gänzlich unwiederbringlich verloren, es gibt nichts, was mir noch eine Befriedigung bieten könnte. Die Welt ist nutzlos für mich, ich bin nutzlos für die Welt.«

Es entstand eine Pause. De Clerval mochte fühlen, das

auf derartige Eröffnungen es keine Antwort gäbe, vielleicht auch einsehen, wie wenig es ihm zustehe, gegen eine Handlungsweise zu sprechen, in deren Verfolgung er selbst begriffen war, er schwieg deshalb, obgleich ihm eine ganze Reihe von Widerlegungen auf die Lippen trat, und der Fremde nahm wieder das Wort:

»Es geht uns zuweilen ganz sonderbar mit Verwandten, wir verlieren sie eine Zeit lang, oft sogar eine recht lange Zeit aus den Augen, irgend ein Zufall bringt uns wieder in Berührung mit ihnen und der Verkehr wird nun ein lebhafter und vertraulicher. So war es mit mir und meiner Cousine. Ich hatte sie seit Jahren nicht gesehen, denn ich war meistentheils fern von Paris, in Rußland, Oesterreich und andern Ländern, in Verfolgung der diplomatischen Karriere. In den wilden Ausschweifungen, zu denen sich an den verschiedenen Höfen, bei denen ich attachirt war, nur zu viel Gelegenheit fand, war ich einer der Ausschweifendsten und ich hielt mich, als ich endlich vor kurzem nach Paris zurückkehrte, für einen total verlebten Menschen, der keines wahren Gefühls mehr fähig sei. Aber ich hatte mich getäuscht.«

»Es gibt keine Täuschung, der sich Männer leichter hingeben, als eben diese.« bemerkte Alfred.

»Bei mir war es wenigstens so,« fuhr der Fremde fort. »Wie gesagt, ich begegnete meiner Cousine, die ich mehrere Jahre nicht gesehen hatte, wieder und fand in ihr

so unwiderstehliche Eigenschaften, etwas so ganz Anderes, als ich bisher in der Welt kennen gelernt hatte, eine solche Frische und Wahrheit —«

»Es gibt noch solche Frauen auf Erden,« unterbrach ihn Alfred.

»Mit einem Worte,« erzählte der Andere ohne die Unterbrechung zu beachten, weiter, »ich kam zu der Überzeugung, daß ich noch ein neues, glückliches Leben beginnen könne, sofern sie sich entschlösse, ihr Geschick an das meine zu knüpfen. Ich glaubte, es werde mir gelingen, den alten Adam abzulegen und einen neuen Menschen anzuziehen. Ich träumte einen schönen Traum von einem neuen, einem bessern Leben, in welchem *sie* mein Schutzengel, meine Führerin sein sollte auf einem Wege, den sie weit besser kannte, als ich! Ich entschloß mich, den Wurf zu wagen, von dem für mich Leben oder Tod abhing. Gestern ist der Würfel gefallen — und ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen — Sie sehen mich hier.«

Alfred schwieg; ein eigenthümliches Gefühl des Mitleids für diesen Mann bemächtigte sich seiner. Trotz seines eigenen Leides entdeckte er noch einen Winkel in seinem Herzen, wo die Theilnahme für den Nächsten nicht erstorben schien.

»Bei der gestern zwischen uns stattgehabten letzten Unterredung preßte ich die Wahrheit aus ihr heraus,« fuhr



der Fremde fort. »Es hielt schwer, denn Therese ist eine zurückhaltende, keusch verschwiegene Natur, die ihr Innerstes nicht leicht Jemanden kundgibt. Es mag dies vielleicht ein Fehler sein, wie auch ihr Stolz, die Hauptsünde Derer, die noch nie gefallen, ein Fehler ist.«

»Von dem Augenblick an, wo der Name Therese genannt ward, gewann die Erzählung ein ganz anderer Interesse für Alfred und er folgte jedem Worte mit gespannter, fieberhafter Aufregung.

»Ich brachte sie zum Sprechen und ich glaubte, sie sah auch die Notwendigkeit ein, offen gegen mich zu sein, weil es ihr daran lag, mich jeder Täuschung zu entreißen und mich mitleidsvoll vor einer Hoffnung zu bewahren, die mir, nie verwirklicht werden konnte. Ich beschwor sie im Namen des Himmels, mir die Wahrheit zu sagen, ob es Jemand auf Erden gebe, der glücklicher als ich, in ihrem Herzen bereits den Platz ausfüllte, den ich mir zu erringen suchte. Sie zögerte, aber ich drang immer stärker in sie und endlich gab sie nach. Ja, es gibt einen Mann dem ihr Herz für ewig gehört. Ich begnügte mich damit nicht, ich wollte mehr wissen, seinen Namen, seine Stellung, und ich erfuhr Alles, die Geschichte ihrer Liebe, den Namen meines Nebenbuhlers.«

»Und wie heißt er?« fragte Alfred mit einer Stimme, die ihm wie die eines Andern erschien.

»Alfred de Clerval.«

Alfred sprang auf und warf einen schnellen Blick auf den Doktor. »Sie liebt mich,« ächzte er, »und ich bin *hier!*«

Alfreds heftige Bewegung hatte die ganze Tischgesellschaft aufmerksam gemacht. »Wieder Einer,« hieß es von mehreren Seiten. »Wieder Einer, der sich nicht zu benehmen weiß, uns mit seinem Geschrei wahnsinnig macht und hier vor unsern Augen stirbt.«

»Nein, nein!« schrie Alfred. »nein, nein, nicht sterben, sondern leben! Ich *muß* leben! Alles hat sich geändert, ich flehe Sie an, Doktor retten Sie mich!«

»Wie meinen Sie das?« flüsterte der Fremde, dessen Erzählung diesen Wechsel hervorgebracht hatte. Wieso ist Alles verändert, ist es durch meine Mittheilung?«

Der Lärm war so groß, daß Alfred nicht sogleich zu antworten vermochte. Die rings um den Tisch versammelten, durch eigenen Spruch verurtheilten Todescandidaten schienen von furchtbarem Neide erfaßt, bei dem Gedanken, daß einer seinem Geschick noch entgehen könne. Selbst des Doktors Versuche, die Ruhe wieder herzustellen waren fruchtlos.

»Ein Renegat, ein Feigling!« brüllten die Gäste. »Er fürchtet sich. Er hätte sich das vorher überlegen sollen! Wozu ist der Betrüger hierher gekommen, wenn er nicht aushalten will!«

»Halt, meine Herren!« rief Alfred mit einer Stimme,

welche die Gläser erzittern machte, »ich bin weder ein Feigling, noch ein Renegat. Ich kam hierher zu sterben, weil ich zu sterben wünschte. Und jetzt wünschte ich zu leben — nicht aus Furcht oder Laune, sondern weil die Umstände, welche mich den Tod aufsuchen ließen, sich völlig geändert haben, weil ich in diesem Zimmer, an diesem Tische, von diesem Herren erfahren habe, in welchem Irrtum ich befangen gewesen bin.«

»Sagen Sie mir,« fragte der Fremde, Alfreds Arm ergreifend, »was geht Sie meine Geschichte an? Sind Sie etwa —«

»Herr Vicomte de Noel,« unterbrach ihn der Angeredete, »ich bin Alfred de Clerval und die Gefühle, die Sie mir erzählten, betraf Therese de Farelles. Urtheilen Sie jetzt wie sehr viel mir am Leben liegen muß.«

Das Gesicht des Vicomte wurde von entsetzlichen Convulsionen verzerrt; er sank leblos in seinem Stuhl zurück.

Der Tumult der übrigen Gäste wurde inzwischen immer stärker.

»Wir lassen nichts, gar nichts als einen Entschuldigungsgrund gelten, dem Tode die Treue brechen,« schrie der Eine. »Wir sind Eidgenossen, die Alle hierher kommen, um uns in guter Kameradschaft zu ihm zu bekennen. Hurrah für den Tod! Hier ist ein

Mensch, der unserer Religion abwendig werden will. Er ist Renegat, ich wiederhole es, und welches Loos verdienen Renegaten?«

»Folgen Sie mir, ohne eine Minute zu zögern,« flüsterte eine Stimme Alfred ins Ohr. »Sie sind in der größten Gefahr.«

Es war das Factotum des Doktors. Alfred wandte sich um und wollte der Aufforderung Folge leisten, aber er besann sich, beugte sich schnell nieder und flüsterte de Noel zu:

»Um Gottes willen, opfern Sie Ihr nicht in dieser entsetzlichen Weise. Folgen Sie mir, ich beschwöre Sie!«

»Zu spät! Es ist vorbei!« keuchte der sterbende. Er schien noch einige vergebliche Versuche zu machen, um mehr zu sagen, dann breitete er die Arme auf dem Tische aus und ließ den Kopf schwer darauf niederlassen.

»Noch eine Minute und es ist für Sie zu spät,« sagte des Doktors Diener, indem er Alfred ergriff. Als der junge Mann durch eine von dem Diener geöffnete Seitenthür schritt, entstand eine so drohende Bewegung unter den Zurückbleibenden, daß Alfred wohl merkte, wie er nur mit genauer Noth davongekommen sei. Sein Begleiter verschloß und verriegelte jedoch noch rechtzeitig die Thür, so daß die halbvergitterten und halbtrunkenen Elenden ihr wahnsinniges Vorhaben nicht ausführen konnten.

Jetzt, wo die Aufregung vorüber, empfand Alfred eine ganz eigenthümliche Schwäche und Müdigkeit und er sank derselben nachgebend, auf ein Sopha, in dem er mechanisch seinen Weg gefunden hatte. Es war ein großes Zimmer, in dem er sich befand, nur schwach erhellt von einer einzigen, von einem Schirm beschatteten Lampe, die auf einem großen, beinahe eine ganze Wand des Zimmers einnehmenden, mit Papieren, Flaschen, chirurgischen Instrumenten und dergleichen bedeckten Schreibtisch stand. Auch die übrigen im Zimmer befindlichen Geräthschaften kennzeichneten es als das Studierzimmer des Doktors, während ein anstoßendes Gemach, in das man durch die offenstehende Thür blickte, durch Ofen, Schmelztiegel, Retorten und Chemikalien sich als das Laboratorium erwies.

»Der Doktor wird gleich hier sein,« sagte das Factotum zu Alfred, indem er demselben ein Glas reichte, das er schnell mit einer Flüssigkeit gefüllt hatte, »inzwischen befahl er mir, Ihnen diesen trank zu geben.«

De Clerval stürzte schnell die Mixtur hinunter und der Diener, dessen Thätigkeit unzweifelhaft auch im Speisesaal sehr notwendig war, verließ ihn, nachdem er ihm vorher noch eingeschärft, Alles aufzubieten, um sich wach zu erhalten.

Um dieser Anordnung nachzukommen und die sich seiner bemächtigende ganz ungewohnte Müdigkeit abzuschütteln, hielt es Alfred für das Beste, im Zimmer

auf- und ab zu gehen. Er war schon nicht mehr Herr seiner Sinne. Bald blieb er, ohne es zu wissen, mitten im Zimmer stehen, dann raffte er sich plötzlich mit einer heftigen Anstrengung auf, da er fühlte, daß er das Gleichgewicht verlor. Ein Mal fiel er sogar zu Boden, aber er sprang wieder auf, wohl wissend, daß sein Leben jetzt von seiner Willenskraft abhängt. Er stellte sich geistigen Aufgaben, prüfte sein Gedächtnis, versuchte sich zu vergewissern, ob er noch im Besitze seiner Denkkraft sei, indem er sich vergegenwärtigte, wo er sei, was ihn hierher gebracht habe u.s.w. »Ich bin in Doktor — Doktor — Studierzimmer, « sagte er laut, »ich kenne Alles, was mich umgibt — ich warte hier — ich warte hier — auf wen warte ich denn? — auf Doktor —« Trotz aller Aufregung schwanden ihm die Sinne, so daß er den Eintritt des Doktors nicht eher bemerkte, als dieser dicht vor ihm stand, der Anblick desselben ermunterte ihn wieder.

»Doktor, können Sie mich retten?«

»Zuerst muß ich eine Frage an Sie richten,« erwidert der Doktor. »Sie betrifft eine der heute bei Tische servierten Gerichte; besinnen Sie sich, haben Sie von dem »Curry à l'Anglaise« gegessen?«

De Clerval schwieg einige Augenblicke und machte verzweifelnde Anstrengungen, seine verwirrten Geisteskräfte zu sammeln. Endlich erinnerte er sich eines Umstandes, der ihn auf die Spur half.

»Nein, ich habe nicht davon gegessen, ich erinnere mich, daß es vorübergehen ließ, indem ich dachte, ein englisches Gericht könnte doch in Frankreich nicht gut zubereitet werden.«

»Dann,« sagte Doktor Bertrand, »habe ich die beste Hoffnung für Sie. Folgen Sie mir in jenes Zimmer.«

Lange Zeit schwebte Alfred in der größten Lebensgefahr. Obgleich er nicht von dem einem Gerichte genossen, dessen zerstörender Wirkung Doktor Bertrand kein Mittel entgegen zu setzen gewußt hätte, um seine Wiederherstellung mehr als zweifelhaft erscheinen zu lassen. Höchst wahrscheinlich wäre Niemand, als Derjenige, welcher ihm die Mittel zum Selbstmord geliefert, im Stande gewesen, ihn dem Leben wieder zu geben. Doktor Bertrand dagegen wußte, was nicht immer bei Ärzten der Fall ist, wo es bei seinem Patienten fehlte, und außerdem verstand er sich vortrefflich auf die in diesem Falle anzuwendenden Heilmittel. Nach einer längeren Krankheit und einer sehr langsam fortschreitenden Genesung sah sich Alfred de Clerval endlich soweit wieder hergestellt, um von dem ihm grauenhaft gewordene Doktor Bertrand für immer Abschied nehmen und von den Enthüllungen des unglücklichen Vicomte de Noel Vortheil ziehen können.

Mademoiselle de Farelles verzieh das Verbrechen, das ihr Geliebter beinahe begangen, in Erwägung, daß es ja nur die Liebe zu ihr gewesen, welche ihn zu dem

Selbstmord getrieben.

Es ist, wie meine Leser wohl vermuthen werden, Alfred de Clerval selbst, dem ich die in diesen Blättern enthaltenen Mittheilungen verdanke, denn er ist unter Allen, welche je an Doktor Bertrands Tisch gespeist haben, der Einzige, der eine Beschreibung dieses Gastmahls zu liefern vermochte.

Den würdigen Doktor ereilte indeß doch trotz aller Vorsicht bald die rächende Hand der Gerechtigkeit. Die Behörden erhielten Kunde von den Künsten, vermitteltst welcher er so schnell ein großes Vermögen angehäuft hatte, und man erachtete es an maßgebender Stelle als ersprießlich für die Gesundheit des Doktors, ihm für seine noch übrige Lebenszeit einen Aufenthalt in der Gegend von Cayenne anzuweisen, wo er, wenn es ihm sonst beliebte, denjenigen Verurtheilten, die das Gouvernement am leichtesten missen konnte, splendide Gastmähler geben mochte.

- E n d e -